

Kulturpolitik im Spannungsfeld von staatlicher Hegemonie und bürgerlicher Freiheit

Das Beispiel MuseumsQuartier Wien

Das MuseumsQuartier Wien (MQ) mit seiner wechselvollen Entstehungsgeschichte ist ein Lehrbeispiel für die verschlungenen Wege der Entscheidungsfindung im Spannungsfeld zwischen Kulturpolitik, Medien und Öffentlichkeit. Mit seinem vielfältigen Angebot an Kunst- und Kultureinrichtungen ist es bereits seit dem offiziellen Start im Juni 2001 zur neuen Attraktion für Kulturtouristen aus aller Welt geworden. Bisher weitgehend unbemerkt und abseits der öffentlichen Debatten über angebliche Planungs- und Baumängel, entsteht in diesem Biotop der Künste mit dem quartier21 aber auch ein neues Modell einer kulturellen Infrastruktur, einer Konzentration von Entfaltungsmöglichkeiten für unabhängige, zeitgenössische Kunstinitiativen und -produzenten. Dieses Projekt ist angesiedelt zwischen öffentlicher Kulturförderung und privatwirtschaftlichen Interessen, zwischen Hochkultur und Subkultur und wird weitgehend aus Erträgen der kommerziellen Nutzung von Teilbereichen des MQ-Areals, aus Sponsorenleistungen und aus geringen Eigenmitteln der Teilnehmer finanziert. Es schafft damit größere Distanz zur offiziellen Kulturpolitik und ihren inhärenten Vereinnahmungstendenzen und verwandelt das MQ zu einem Quartier der permanenten Innovation.

Im April 1998 fand im Herzen Wiens der Spatenstich zum MuseumsQuartier Wien (MQ) statt, einem der zehn größten Kulturzentren der Welt. Nach 23 Jahren Diskussion, zehn Jahren Planung und drei Jahren Bauzeit wurden im Mai/Juni 2001 die ersten Ausstellungen und Aufführungen gezeigt, Ende Juni kamen im Rahmen einer dreitägigen Arealseröffnung nahezu 300.000 Besucher ins MQ, bis zum Februar 2002 waren es bereits weit über eine Million. Nach langem, zähem Ringen und mühsamen Kampagnen ist das Projekt nach den Plänen der Architekten Ortner & Ortner Realität geworden. Die Dimensionen sind imposant und nur mit den weltgrößten Kulturbauten zu vergleichen: 60.000 Quadratmeter Nutzfläche verteilt auf renovierte (zum Teil barocke) Altbausubstanz und neue, funktionelle Museumsbauten. Entstanden ist dabei ein neues Modell eines Kulturkomplexes, in dem bereits jetzt an die 20 Kulturanbieter arbeiten. Große, mittlere und kleine Kulturinstitutionen für Kunst, Architektur, Theater, Tanz, aber auch für Kinder und Jugendliche sind ebenso darunter wie Räume für Bibliotheken, Archive, Diskussionsstätten, Künstlerstudios und Verlage in einem eigenen neuen Stadtteil, der verkehrsmäßig bestens erschlossen, 24 Stunden geöffnet und frei zugänglich ist. Diese künstlerisch und wirtschaftlich autonomen Kulturanbieter werden nicht von einer Generaldirektion im traditionellen Sinn gemeinsam verwaltet. Es gibt jedoch eine von den Eigentümern Bund und Gemeinde eingerichtete Betriebsgesellschaft, der neben der Vertretung der Eigentümerinteressen und der wirtschaftlichen Nutzung des Areals die Schaffung und Erhaltung von benutzer- und besucherfreundlichen Infrastrukturen, die Aufgabe der internationalen Positionierung, Bewerbung und Vermarktung des Großprojektes und die Entwicklung und Implementierung von Konzepten zur temporären und flexiblen Bespielung der freien und frei werdenden Räume und Flächen übertragen wurde.

Doch wie kam es zu diesem Projekt, was sind seine Inhalte und Konzepte, wurden die bisherigen Erwartungen erfüllt, kann ein so komplexes Gebilde überhaupt funktionieren und was ist für die Zukunft geplant?

Im ersten Schwerpunkt des Beitrages wird die wechselvolle Geschichte und Entwicklung des Projektes im Spannungsfeld von Politik, Architektur und Medien dargestellt. Die interessante Erkenntnis: Die in Erscheinung tretenden Befürworter, Gegner, Unterstützer und Bremser sind auf (nahezu) alle politischen Parteien verteilt. Auch innerhalb der involvierten Parteien kommt es zu keiner einheitlichen Linie, widersprechende Pläne und Aussagen werden öffentlich abgehandelt. Die Medien spielen eine ebenso vielfältige wie merkwürdige Rolle, Stil und Kultur von

Auseinandersetzung und Diskussion sind österreichspezifisch und einmalig, ebenso die Richtungsänderungen, überraschenden Wendungen und Zeitabläufe im Zusammenhang mit diesem Projekt. Überraschend, aber umso wichtiger festzuhalten ist, dass das inhaltliche Konzept und die Besiedlungsphilosophie aus dem Jahr 1990 nahezu unverändert blieben und die diversen von Politikern, Medien, (Architektur-) Experten und Nutzern geführten Diskussionen kaum angetastet überlebten.

Im zweiten Abschnitt wird die aktuelle Diskussion aufgegriffen, den Kritikern werden Rolle, Pläne und bisherige Aktivitäten der MQ-Betriebsgesellschaft gegenübergestellt. Fazit ist: Das MQ ist ein „Work in Progress“, wer ein Ende der öffentlichen Debatten und Aufregungen mit der Fertigstellung und Eröffnung erwartet hat, irrt gewaltig.

Die im dritten Teil beschriebene, von der MQ-Geschäftsführung entwickelte Konzeption eines Laboratoriums für die zeitgenössische Kunst- und Kulturproduktion („quartier21“) wird laut Dieter Bogner, Verfasser des ursprünglichen MQ-Konzeptes, „die Grundidee des MQ in idealer Form verwirklichen und als kritisches Potenzial und Gewissen dem großen MQ mit seiner Tendenz zur Institutionalisierung Tag für Tag den Spiegel vor Augen halten“.

Schließlich versucht der Beitrag das Projekt MQ in einen internationalen Kontext zu stellen, auch unter Berücksichtigung der bisher gesammelten Erfahrungen bei den zahlreichen Präsentationen des MQ im Ausland und anhand des bisher registrierten Interesses sowie der internationalen Reaktionen.

Das MQ im Mittelpunkt von Stadt, Kulturpolitik und öffentlicher Diskussion.

Standort und Architektur.

Das MQ gilt als eines der städtebaulich größten und bedeutendsten Projekte eines Kulturbezirkes im urbanen Raum. Das Areal der ehemaligen Hofstallungen (1723 von Fischer von Erlach erbaut) ist im Ensemble des Wiener Kaiserforums das vis-à-vis liegende Gegenstück zur alten Hofburg. In direkter Nachbarschaft zu den beiden Semper'schen Hofmuseen ermöglicht es in idealer Weise, verstreute Kultureinrichtungen zu einer repräsentativen Institution zusammenzuziehen, die als Zentrum für Gegenwartskunst konzipiert ist – eine längst überfällige Maßnahme.

Einen Bauplatz dieser Größe und so tief im historischen Herzen einer Stadt gibt es nirgendwo. Die heftigen Auseinandersetzungen, die sich auf allen politi-

schen und gesellschaftlichen Ebenen über ein Jahrzehnt abspielten, spiegeln die Bedeutung des Vorhabens und die unterschiedlichen Auffassungen über eine kulturelle Orientierung wider. Sie führen aber in ihrer Aufgeregtheit drastisch vor Augen, dass größere bauliche Eingriffe zur Erneuerung der traditionellen Stadtsubstanz in ihrer Komplexität nur mehr schwer steuerbar sind. Macht zu Entscheidungen liegt hier längst nicht mehr allein bei Politikern, sondern bei den Medien und einer sich immer stärker artikulierenden Öffentlichkeit.

Für das MQ besteht eine wichtige Aufgabe darin, ein europäischer Schmelztopf zu sein, in dem sich vor allem die Mischung von westlicher und östlicher Kultur vollzieht, die ihren Ansatz in der Vielvölker-Mentalität des alten Österreich hatte. Etwas von dieser Gemischtheit sollen auch die neuen Bauten vermitteln. Ihren unterschiedlichen Inhalten entsprechend, unterscheiden sie sich auch in ihren äußeren Erscheinungsformen. Jedes Gebäude ist als autonomes, singuläres Objekt konzipiert. Zusammengefasst als „cluster“ und im Kontext des Areals sowie der einzigartigen städtebaulichen Situation, fügen sie sich doch zu einer harmonischen Einheit, umklammert vom historischen Fischer-von-Erlach-Bau, der in seinen an beiden Enden befindlichen Innenhöfen jene Atmosphäre historischer Geschlossenheit wiederherstellt, die als Teil einer alten Tradition gleichrangig neben dem Neugeschaffenen stehen soll.

So ist das MQ in seinen verschiedenartigen Freiräumen einer weitläufigen Wohnung nicht unähnlich: Große Empfangsräume wechseln mit kleinen Salons, winkelige Kabinette mit Räumen, die zur besonderen Nutzung vorgesehen sind.

Politik und öffentliche Diskussion.

Selbst manche Eingeweihte, die seit Jahren die Vorgänge rund um das MQ verfolgen oder sogar mitgestalten, können diverse Fragen nach Konzepten, Inhalten und Zielen des MQ nicht oder nur teilweise beantworten. Was verbirgt sich hinter der Fülle des im MQ angesiedelten Angebotes? Ein ausgeklügeltes Konzept, ein Masterplan? Oder ist das MQ das zufällige Resultat eines chaotischen Prozesses und wer sind die treibenden Kräfte? Wann wurde die Planung wofür begonnen bzw. abgeschlossen, von wem wurde das Projekt in welchem Stadium gefördert, blockiert, unterstützt? Wer ist wofür im MQ zuständig, wer entscheidet heute worüber und wer in Zukunft? Nach Studium der bündelnden Entstehungsgeschichte ist eines klar: Gegen mannigfache Widerstände und nach Durchstehen

vieler politischer Wechselbäder hat sich eine Vision schrittweise durchgesetzt und ist Realität geworden: Im historischen Zentrum und Herzen Wiens, im Areal der ehemaligen kaiserlichen Hofstallungen, entstand das weltgrößte Zentrum für zeitgenössische Kunst und Kultur, das nicht nur Platz für die Präsentation von Sammlungen und Produktionen in verschiedensten Bereichen der bildenden und darstellenden Kunst bietet. Es ist gleichzeitig auch für prozesshafte Veränderungen offen, multidisziplinär konzipiert und auf permanente Veränderung und temporäre Bespielung ausgelegt.

Nach dem Ende der 200 Jahre dauernden Verwendung als kaiserliche Hofstallungen im Jahr 1918 wird das Areal für mehr als 70 Jahre für Messezwecke (1921 erste Internationale Wiener Messe, 1994 Auszug der Wiener Messe GmbH aus dem Messepalast) genutzt und erhält den Namen „Messepalast“. Die neue kulturelle Geschichte des MQ beginnt 1977 mit der erstmaligen Erwähnung des Messepalastes als Möglichkeit der Kapazitätserweiterung der Bundesmuseen durch Wissenschaftsministerin Firnberg (SP) in Beantwortung einer parlamentarischen Anfrage des VP-Kultursprechers Busek nach Plänen zur Errichtung eines Zentrums für zeitgenössische bildende Kunst. Kulturstadtrat Zilk (SP) und Firnberg diskutieren 1980 die Gründung einer „Messepalast Verwertungsgesellschaft“ und die Nutzung des Areals als Kultur- und Kommunikationszentrum. Eine 1981 eingesetzte Reformgruppe für die Neustrukturierung der Bundesmuseen erstellt ein Exposé, das die Einbeziehung des Messepalastes in den Museumskomplex empfiehlt. 1982 sind sich führende Bundes- und Landespolitiker der SPÖ uneinig über die künftige Nutzung des Messepalastes – Bautenminister Sekanina favorisiert ein Einkaufszentrum, Wissenschaftsminister Fischer einen Museumskomplex und Finanzstadtrat Mayr eine Hotelanlage. Die Wiener Kunst- und Kulturszene schlägt Alarm und verhindert damit die Kommerzialisierung des zentral gelegenen Areals. In der Folge wechseln einander Papiere und Gegenpapiere von Museumsexperten, Diskussionen und parlamentarische Enqueten ab und münden 1986 – nachdem sich die grundsätzliche Meinung für eine „Museumsinsel“ auf dem Areal durchsetzen konnte – in die politische Entscheidung, einen zweistufigen Architektenwettbewerb auszuschreiben. Eine internationale Jury wählt aus 88 eingereichten Projekten sieben für die Weiterbearbeitung in der zweiten Stufe aus, die Entscheidung über die Weiterführung des Wettbewerbes wird jedoch mangels Einigung über Nutzungsmix und Finanzierung verzögert. Der neue Wissenschaftsminister Tuppy (VP) sorgt mit einer Sparvariante für die „Museumsinsel“ für Aufregung und Pro-

test in der Architektenschaft. Sein Vorschlag für ein „Museum für Völker und Kulturen“ grenzt sich scharf von Buseks Idee eines „Jahrhundertwende“-Museums und der Forderung der Wiener Kulturstadträtin Pasterk (SP) nach einem „Museum der Zukunft“ ab. Die Ideen verglühen wie Sternschnuppen, Politiker wie Kommentatoren sind ratlos.

Der inzwischen vierte mit dem Problem befasste Wissenschaftsminister Busek (VP) bezeichnet das neue Kulturzentrum erstmals als „Museumsquartier“ und betraut 1989 ein neues Konzeptteam (Dieter Bogner, Dietmar Steiner) damit, anstelle des historisch orientierten „Übersiedlungskonzeptes“ für die zweite Stufe des Wettbewerbes ein inhaltliches Leitbild, eine Besiedlungsstrategie und eine daraus abzuleitende Auswahl von Nutzungen sowie ein entsprechendes museologisches Raum- und Funktionsprogramm zu entwickeln.

Im April 1990 fällt die einstimmige Entscheidung der Jury im Architektenwettbewerb zu Gunsten des Projektes Ortner & Ortner, der Nationalrat beschließt ein Gesetz zur Errichtung einer Errichtungs- und Betriebsgesellschaft, Dieter Bogner als Konzeptkoordinator und Günter Bischof für die technischen und kaufmännischen Belange werden die ersten Geschäftsführer.

Die FPÖ spricht sich zunächst im Parlament positiv für das Projekt aus, schwenkt jedoch bald ins bunte Lager des sich formierenden Widerstandes, wo sich die Bürgerinitiative „Messepalast-Hofstall-Ensemble“ (mit Günter Nennung, Bernd Lötsch, Gexi Tostmann etc.), Kronenzeitung, Vertreter des Bundesdenkmalamtes und andere vor allem für eine sanfte Renovierung und Bewahrung der historischen Architektur stark machen. Eine vom angrenzenden 7. Bezirk und dessen Bezirksvorstand ausgehende Bürgerinitiative hingegen spricht sich für das MQ aus, lobt dessen Vorteile und Vorzüge für seine Umgebung und wünscht sich ein Freizeitgebiet mit Grünflächen und städtebauliche Öffnung.

Auch in der Folge können die politischen Parteien innerparteilich keine gemeinsame Linie finden. Während Wissenschaftsminister Busek (VP) weiterhin gegen die von der Bürgerinitiative geforderte Historisierung des Areals ist – und deren Vertreter sogar eine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft zur Vermeidung des Abbruchs von Gebäudeteilen im MQ erwägen –, plädiert der Bezirksvorsteher des 7. Bezirks Karrer (VP) für die Stiftskaserne als Standort für das MQ und rüttelt Planungsstadtrat Swoboda (SP) mit seiner Forderung nach Herauslösung des Medienzentrums aus dem MQ am Gesamtkonzept des Projektes. Medienwirksame Aktionen und Auftritte würzen die Diskussion zusätzlich, so übernimmt zum Bei-

spiel Dieter Bogner von der Bürgerinitiative die für Minister Busek gedachte „Goldene Spitzhacke“ und übergibt im Gegenzug die „Goldene Scheuklappe“.

1991 sprechen sich zwei Drittel der Wiener in einer Volksbefragung gegen die Weltausstellung 1995 aus, der Wiener Gemeinderat beschließt eine temporäre Kunsthalle am Karlsplatz, nach den Gemeinderatswahlen werden die MQ-Pläne zur Flächenwidmung eingereicht und der neue Bezirksvorsteher des 7. Bezirks Tamchina (SP) bekennt sich zum MQ. Die Befürworter hoffen zwar weiterhin auf die Integrität des Projektes (d. h. inklusive Leseturm), aber auch grundsätzlich dem Projekt positiv gegenüberstehende Politiker sprechen schon von einer noch möglichen „realistischen Reduktion des Projektes“ (Swoboda) oder einem „Standort jenseits der Donau“ (Peter Pilz, Grüne). In einer Klubklausur der ÖVP gibt es im Juni 1992 eine klare Mehrheit für das Projekt, der neue Wiener VP-Chef Görg wechselt im September 1992 jedoch ins Lager der Gegner, Anfang 1993 beschließt der Wiener Gemeinderat die Flächenwidmung mit den Stimmen der SP und der Grünen, die aber selbst nicht geschlossen hinter dem Projekt stehen, und gegen jene von VP (mit abweichenden Abgeordneten) und FPÖ, die sogar eine Volksbefragung gegen das MQ fordert.

Die Kampagne der Kronenzeitung setzt 1992 ein und ist charakterisiert durch eine Abfolge von extrem formulierten Schlagzeilen („Monsterprojekt zerstört Wien“; „Museumsquartier ist ein Tumor“, „Gegen Skandalbau im Wiener Messepalast“, „Weg mit den Monstern“ etc.) sowie negativen Artikeln und konzentriert sich zunehmend auf das Ziel, den 67 Meter hohen und als Bibliothek für zeitgenössische Kultur und Medien geplanten Medienturm zu eliminieren („Turminvasion in Wien“).

Ein internationales Komitee von Kunsthistorikern bezieht 1993 offen Stellung gegen das Ortner-Projekt und dessen angeblich respektlosen Umgang mit historischer Bausubstanz und wittert Gefahr für den Ruf Österreichs als Kulturnation, eine andere Aktionsgruppe von jüngeren Kunsthistorikern und Studenten reagiert darauf mit der Forderung nach rascher Verwirklichung der Pläne.

Aber Bürgermeister Zilk (SP) und Wissenschaftsminister Busek (VP) sind weiterhin für das MQ, die Stadt will nun die Kosten für Bau und Betrieb der Kunst- und Veranstaltungshalle zur Gänze übernehmen, falls der Bund jene für das immer stärker zur Diskussion stehende Leopold Museum trägt. Dessen Verwirklichung wird im Oktober 1993 von Bundeskanzler Vranitzky (SP), Wissenschaftsminister Busek (VP) und Wirtschaftsminister Schüssel (VP) grundsätzlich beschlossen

und mit dem Ankauf der Sammlung Leopold 1994 vorangetrieben. 1994 ist die FPÖ zwar für die Sammlung Leopold, aber in einem sanierten Messepalast. Sogar der Rücktritt von Dieter Bogner wird verlangt. Die SP-Stadträte Mayr und Swoboda sprechen sich wie das Liberale Forum für den Bau aus, für VP-Görg ist das Projekt gescheitert, er will einen neuen Wettbewerb und bringt sogar schon die Architekten Holzbauer, Foster und Hollein ins Spiel.

In dieser Situation gibt Busek der MQ-Gesellschaft im Februar 1994 die Weisung zur Wiederaufnahme der Planungsarbeiten, der Aufsichtsrat der Gesellschaft bestätigt die Auftragsvergabe an Ortner & Ortner und die Nutzung als Bibliotheksturm wird fallen gelassen, die Diskussion über eine Nutzung des Turms für die Unterbringung der Sammlung Essl beginnt.

Durch den Ankauf der Sammlung Leopold und deren Unterbringung in einem eigenen Museum im MQ wird das ursprüngliche funktionale und museologische Konzept des MQ wesentlich beeinflusst, dessen Verfasser Dieter Bogner tritt darauf als Geschäftsführer zurück. Stadtrat Swoboda (SP) fordert ein Überdenken des geplanten Museums Moderner Kunst (MUMOK) im MQ wegen der in der Zwischenzeit auch mit Stadträtin Pasterk (SP) diskutierten Pläne für eine Dependence des New Yorker Guggenheim Museums in Wien. Wiener SP, FP und auch VP setzen Minister Busek unter Druck und fordern eine totale Neuplanung, die Medien tönen von einem endgültigen „Aus“ für das MQ. Bürgermeister Häupl (SP) spricht sich ebenfalls für ein Guggenheim Museum jenseits der Donau und wie sein Vorgänger Zilk (SP) gegen den Leseturm aus, dessen weiterhin einzige konkrete Nutzung nun in der Präsentation der Kunstsammlung Essl besteht.

Im Jänner 1995 einigen sich Häupl und Busek auf eine Reduktion des Bauvolumens beim MUMOK, ein zusätzliches Leopold Museum, auf Umbau der Winterreithalle zu einer Kunsthalle und darauf, dass über den Turm das Bundesdenkmalamt zu entscheiden habe. Wenig später kündigt Pasterk (SP) an, die Winterreithalle werde zu einer permanenten Veranstaltungshalle umgebaut und eine eigene Kunsthalle nebenan errichtet.

Die Umsetzung dieses zwischen Bund und Gemeinde vereinbarten und „redimensionierten“ Projektes wird von der Generalversammlung der MQ-Gesellschaft im März 1995 beschlossen. Ortner & Ortner gründen eine Arbeitsgemeinschaft mit dem Architekten Manfred Wehdorn, der als Spezialist für historische Bauten über beste Beziehungen zum Denkmalamt verfügt, im Juli 1995 wird der Entwurf für das „Zweite Projekt MQ“ beim Bundesdenkmalamt eingereicht.

1996 empfiehlt ein künstlerischer Beirat dem Denkmalamt die positive Beurteilung, die Architekten Holzbauer und Lainer sollen in die Planung einbezogen werden, und in den verfeindeten Lagern von Denkmalschützern und Denkmaltürmern mehren sich die Stimmen für eine Neuausschreibung des Projektes. Die FPÖ kritisiert das Projekt heftig und spricht von Verschleuderung von Steuergeldern, VP-Vizebürgermeister Görg unterstützt jetzt das Projekt, und die neue Kulturministerin Gehrler (VP) sichert die Finanzierung des Bundes und verspricht den Spatenstich für das MQ für 1997. In diesem Jahr kommt es dann tatsächlich – noch immer begleitet von Ablehnung durch die FPÖ, die weiterhin gegen das Ortner-Projekt und für eine schonende Revitalisierung des Messepalastes eintritt – zur Abgabe der Architektenentwürfe für das MUMOK, die Kunsthalle und das Leopold Museum, zum positiven Bescheid des Bundesdenkmalamtes und zum Spatenstich am 8. Dezember 1997.

Nach Einholung der Baubewilligung und Beauftragung eines Generalunternehmers wurde im April 1998 mit der Bautätigkeit begonnen und die erste und wichtigste Bauphase planmäßig in einer Rekordzeit von 38 Monaten sowie unter Einhaltung des Budgets Ende Mai 2001 abgeschlossen. Im Zuge der dreitägigen Veranstaltungsserie zur offiziellen Eröffnung Ende Juni 2001 strömen knapp 300.000 Menschen in das MQ-Areal.

Die konkrete kulturpolitische Zuständigkeit und Verantwortung für das MQ war seit Beginn geteilt zwischen Bund und Gemeinde, in beiden Gebietskörperschaften wechselte die Verantwortung als Folge von Wahlen und Koalitionsbildungen von SPÖ zu ÖVP und – im Fall Wien – wieder zurück zur SPÖ. Eine klare Trennung der Positionen der diversen Politiker nach Parteiprogrammen oder ideologischen Gesichtspunkten ist jedoch nicht erkennbar, vielmehr scheinen manche Initiativen und Entscheidungen eher zufällig und unter dem Einfluss wechselnder politischer Konstellationen und Kraftfelder in Bund und Land sowie beeinflusst von der tatsächlichen oder erwarteten medialen Begleitmusik „passiert“ zu sein.

MQ, das „Work in Progress“. Die Diskussionen gehen weiter.

Dass mit der Eröffnung die Diskussionen und Auseinandersetzungen um das MQ abflauen oder gänzlich aufhören würden, konnten wohl nur politisch Naive bzw. NichtwienerInnen wirklich annehmen. Die Debatten über die Architektur, über angebliche Planungs-, Ausführungs- und sonstige Mängel, über Betriebskosten, über

Aufgaben und Rolle der MQ-Betriebsgesellschaft, über (schon wieder) zu kleine Flächen für die einzelnen Institutionen oder über die Art der Vergabe von neuen oder zusätzlichen Räumen an bisherige oder neue Nutzer sind bereits voll im Gange, die Diskussionsteilnehmer sind weitgehend alte Bekannte und rekrutieren sich – wie bisher – aus dem Kreis der Nutzer, Architekten, Medienvertreter und Politiker.

Die Fakten aus der Sicht von Eigentümern, Betreibern und internationalen Beobachtern: Das MQ-Management hat die gestellten Aufgaben offensichtlich erfüllt, gut gearbeitet und gewirtschaftet. Budget und Zeitplan wurden gehalten, das MQ weltweit erfolgreich positioniert und beworben, bisher mehr als eine Million Besucher ins Areal gebracht, die weltweiten Reaktionen sind überwiegend positiv bis geradezu euphorisch.

Kritik an der Architektur

Die Kritik an der umgesetzten Architekturlösung, am Ausmaß des Abgehens vom ursprünglichen Konzept und der Zugeständnisse an die Denkmalschützer, an Materialwahl und Ausführung diverser Details und am fehlenden Leseturm – nicht zuletzt auch eine Frage des subjektiven Geschmackes – wird relativ unaufgeregt und niveauvoll vorgebracht und von den angegriffenen Architekten Laurids & Manfred Ortner sowie Manfred Wehdorn mit viel Geduld und Gelassenheit ertragen. Sie kommt auch am Rande in der Berichterstattung der internationalen Medien über das MQ vor, wenngleich diese in der überwiegenden Zahl der Fälle äußerst positiv ist.

Kritik an der MQ-Betriebsgesellschaft. Und Kritik an der Kritik.

Einige innerösterreichische und MQ-interne Betrachter sehen dies anders, was natürlich mit dem Kreis der Beteiligten und mit deren handfesten Interessen an der derzeitigen und zukünftigen Entwicklung des MQ zu tun hat.

Zum Beispiel träumen manche vom Paradies, in dem das Motto „Wir bestellen, Sie zahlen“ herrscht. In dem man selbstverständlich autonom ist, niemand einem etwas dreinzureden hat, in dem aber (Unter-)Mieter in einem Haus über die Einnahmen des Eigentümers verfügen dürfen.

In einigen Fällen wurden die von den Eigentümern Bund und Gemeinde an das MQ-Management erteilten Aufträge nachhaltig be- oder verhindert. Angebote

zur Schaffung von kostensparenden und besucherfreundlichen Synergien wurden abgelehnt, wie z. B. ein gemeinsames Telefonsystem, eine gemeinsame Betriebsführung, gemeinsames Marketing und gemeinsame Bewerbung des Areals, das Poolen von Ressourcen im Sicherheits- und Wartungsbereich oder ein einheitliches Ticketsystem.

Selbstverständlich kommt es bei einem Bauprojekt dieser Größenordnung auch zu manchen Mängeln und selbstverständlich müssen diese Mängel behoben werden, sofern sie klar unter das Kapitel Gewährleistung fallen. Ebenso wurden auch bisher alle Mängel behoben, die der Funktionalität und einer behördlichen Bewilligung entgegenstanden. Alle erforderlichen behördlichen Bewilligungen sind aber mittlerweile vorhanden, die in manchen Fällen erteilten vorläufigen Betriebsbewilligungen wurden – nach Behebung aller Mängel, Hindernisse und Auflagen – von den Behörden in Dauerbewilligungen umgewandelt. Aber es liegen auch manche Planungsmängel vor, die nicht so leicht zu lösen sind und die manchen lautstarken Experten, nach deren Wünschen die Bauten ja auch großteils errichtet wurden, auch schon früher auffallen hätten müssen.

Der Direktor des Architekturzentrums Wien (AzW) fürchtet sich schon öffentlich vor einer geheimen Taktik zur geplanten „Entfernung“ von bisherigen Nutzern (Kunsthalle, Festwochen, AzW etc.). Wo bleibt denn das bisherige Selbstvertrauen und die Kenntnis der Geschichte und Organisationsstruktur unseres MQ? Die bisherigen Nutzer könnten doch wohl nur von der Gemeinde Wien „entfernt“ werden, da sie nur mit dieser in einem (Unter-)Mietverhältnis stehen, da sie allein von der Gemeinde finanziert werden und weder das MQ-Management noch der Bund die geringste Einflussmöglichkeit auf sie haben.

Dass die MQ-Gesellschaft sogar einen Teil der Betriebskosten für die angesiedelten Institutionen tragen oder mitfinanzieren sollte, ist klarerweise eine weitere Wunschvorstellung mancher Nutzer. Aus dem diesbezüglichen Bundesgesetz aus dem Jahr 1990 und dem Gesellschaftsvertrag sind nicht nur die Rolle und Aufgaben der MQ-Gesellschaft zu entnehmen, sondern auch, dass die (alleinige) Ausfallhaftung für die Abgänge der Gesellschaft beim Haupteigentümer Bund liegt und nicht beim Minderheitseigentümer Gemeinde Wien. Warum sollte also der Bund, noch dazu als Alleineigentümer der Grundstücke, auf denen das MQ errichtet wurde, die ebenfalls gesetzlich vorgesehenen Einnahmen der MQ-Gesellschaft aus der „Bewirtschaftung“ des Areals (und dazu gehört natürlich die Vermietung all jener Flächen, die nicht im Rahmen von langfristigen Verträgen an die bestehen-

den Institutionen vergeben wurden) dem Mieter Gemeinde Wien oder gar deren Untermietern Kunsthalle, AzW, Festwochen etc. überlassen?

Keine Rede auch von angeblicher Dialogverweigerung seitens der MQ-Gesellschaft. Im Gegenteil, der Dialog wird vielmehr von den Wortführern der jüngsten Attacken gegen die Gesellschaft verweigert: Der Direktor der Kunsthalle nimmt seit 1999 nicht an den Sitzungen der eigens zum Zweck des Dialogs mit allen (!) Nutzern und im Auftrag von Kulturministerin Gehrler und Bürgermeister Häupl als Organ der MQ-Gesellschaft eingerichteten Arbeitsgruppe teil, der Direktor des AzW hat sich seit einigen Monaten für diese Vorgangsweise entschlossen. Im Gegenzug wird die MQ-Geschäftsführung nicht mehr zu den Sitzungen der so genannten „Nutzerplattform“ eingeladen, die gerne Petitionen und Briefe an Politiker mit Pauschalvorwürfen an die MQ-Gesellschaft verfasst. Dem Dialog der Kritiker mit der MQ-Gesellschaft in Gegenwart aller (!) anderen MQ-Nutzer in den diversen eingerichteten Arbeitsgruppen (z. B. für Planung und Koordination, für Betriebsführung, für Marketing und Kommunikation, für Leit- und Informationssysteme etc.) steht allerdings nichts entgegen. Termine, Tagesordnung, Protokolle (von inzwischen 26 Sitzungen) werden laufend an alle versendet, jeder Teilnehmer kann jede Frage thematisieren und nachvollziehbar zur Diskussion stellen.

Es ist auch nicht gänzlich auszuschließen, dass bei manchen Nutzern Frustration und Enttäuschung darüber aufkeimt, dass eigene bisher geplante oder erhoffte Positionen im MQ sich unerwartet anders darstellen und das bisher angenommene Macht-, Meinungs- und Kreativitätsmonopol im und über das MQ durch das Auftreten anderer Personen und Spieler durchkreuzt werden. Wie z. B. durch mehr als 20 neue Mitspieler, nämlich die von einer Expertenjury aus über 100 Bewerbungen ausgewählten künftigen Nutzer des „quartier21“ (q21), die vorsichtshalber – weil mögliche Konkurrenten – gleich öffentlich als „international irrelevant“ oder politisch „gefällig“ abqualifiziert werden. Auch der Einfluss der Parteipolitik ist wohl nicht ganz auszuschließen. Es fällt nicht nur im MQ auf, dass sich seit der letzten Gemeinderatswahl und dem Abgang des auf Ausgleich und internationale Reputation bedachten Peter Marboe die Gangart merklich verändert und immer häufiger der Eindruck entsteht, dass man mancherorts – ohne Rücksicht auf mögliche Schäden – auch das bisher außer (parteipolitischen) Streit gestellte MQ zur Spielwiese für ein rot-grünes Gegenmodell zu schwarz-blau werden lässt.

Anhaltender Lärm und Kritik sind nicht nur ärgerlich, sie schaden auch. Bis jetzt zwar nur in Österreich, aber wenn (man) manche lustvollen Streiter munter so

weitermachen (lässt), wird man auch international möglicherweise von der derzeit geradezu hymnischen positiven Berichterstattung (über 2.000 Journalistenbesuche im MQ seit April 1999, über 4.000 durchwegs positive Medienreaktionen, mehr als eine Million Besucher seit Mai 2001) zur Skepsis und zu Negativtönen über die typisch österreichische Spielart der (Kultur-)Nestbeschmutzung übergehen. Und auch die Besucherzahlen werden vielleicht zurückgehen, und die Einnahmen ebenfalls. Aber das stört seltsamerweise jene am allerwenigsten, die sich in ihren internationalen Auftritten mit der Qualität ihrer aus Steuermillionen finanzierten neuen Betriebe (inklusive Architektur und ohne die innerösterreichischen Hinweise auf Baumängel!) und mit ihren auch im internationalen Vergleich großzügigsten Ausstattungen und Jahresbudgets (aus Steuermillionen) brüsten.

Manche Nutzer sind noch immer der Meinung, dass Touristen im MQ nichts zu suchen hätten. Dass dem MQ-Direktor als Verantwortlichem für das von Dietmar Steiner als „Bundesgesamtkunstwerk“ verhöhnte MQ für die bisherige Arbeit der „Wiener Tourismuspreis 2001“ zuerkannt wurde, wird wohl als Betriebsunfall abgehakt werden. Als Antwort passt der Werbeslogan des MQ: „Hier passiert es“ (trotzdem!). Während die Kritiker also ihren Tag- oder Alpträumen nachhängen, wird im MQ nämlich der Traum der spannenden Vielfalt gerade Wirklichkeit.

Das MQ als Kulturlabor: q21.

Bereits mit seiner offiziellen Eröffnung im Juni 2001 etablierte sich das MQ als ein Biotop der Künste. Ein Ort, an dem sich große Kunstmuseen, Kinderkultur, Architektur, Tanz und Performance neben hippen Cafés, Shops und Restaurants präsentieren. Das MQ ist auf Grund dieses außergewöhnlichen Settings bereits innerhalb der ersten Monate seines Bestehens zu einem Symbol der Innovation in der internationalen Kulturlandschaft geworden. Ungeachtet der Tatsache, dass der mit Abstand exotischste Teil dieses Biotops überhaupt noch nicht in Betrieb ist: das q21.

Nahezu 90 Prozent der Flächen auf dem 60.000 Quadratmeter großen MQ-Areal sind seit Jahren an Kulturinstitutionen des Bundes und der Stadt vergeben. Auf den – nach Abzug der für die allgemeine Infrastruktur notwendigen Räume – verbleibenden Flächen ist aber das q21, d. h. jene Infrastruktur geplant, die das MQ zu einem weltweit einzigartigen Modellfall machen soll. Diese noch disponiblen Flächen innerhalb des MQ beinhalten neben dem barocken Fischer-von-Erlach-Trakt die Innenhöfe des MQ, den so genannten Ovaltrakt an der Breite Gasse, den

Mariahilfertrakt und den gesamten Vorplatz entlang der ehemaligen 2er Linie. Alles zusammen ergibt das q21 – rein räumlich betrachtet. Organisatorisch stellt das q21 keine neue, zentral verwaltete Institution, sondern einen Schauplatz der Kultur dar, wie er bislang in Österreich noch nicht existiert hat. Kleine, zeitgenössische Kulturinstitutionen präsentieren sich ab Sommer 2002 direkt neben den großen, etablierten Schatzhäusern der Kunst, neben Orte, wo fertige Produkte gezeigt werden, treten Orte der zeitgenössischen Kunst- und Kulturproduktion.

Barock meets Cyberspace.

In der ersten q21-Besiedelungsphase werden mehr als 20 autonome Kulturanbieter im rundum renovierten Fischer-von-Erlach-Trakt einziehen, der zu diesem Zeitpunkt neben Büroflächen eine Veranstaltungsarena, eine Bundesländerplattform sowie die beiden Themenstraßen „transeuropa“ und „Electric Avenue“ beheimaten wird. Erstere schafft Raum für die Erforschung, Vernetzung und Präsentation europäischer Alltagskultur, während die Bandbereite der Kulturanbieter entlang der „Electric Avenue“ von der elektronischen Musik über Videokunst bis hin zur Futurologie reicht. Dazu kommen mehrere teils in früheren Altbauwohnungen eingerichtete Künstlerstudios als Teil eines Artist-in-Residence-Programmes, die einen ständigen Austausch zwischen lokalen Szenen und internationalen Netzwerken ermöglichen sollen. Kurzum: Das q21 schafft vollkommen neue Voraussetzungen, wenn es darum geht, junge Kunst einem auch internationalen Publikum zu präsentieren. Mit dem q21 wird ein kulturelles Labor geschaffen, ein „Open Space“ oder ein Projektraum der Künste innerhalb eines der größten Kunst- und Kulturkomplexe der Welt.

Selbstverständlich sollen auch die bisherigen kleinen Nutzer, deren Verdienste für das MQ unbestritten sind, ihre Räume wieder beziehen, wenn auch manche durch anhaltendes rechtswidriges Verhalten – d. h. monatelange Besetzung von Räumlichkeiten und Außenflächen – die Märtyrerrolle eines vom bösen Goliath MQ per Gerichtsverfahren hinausgedrängten David nicht nur in Kauf zu nehmen, sondern aktiv anzustreben schienen.

Dazu kommen aber noch Einrichtungen für alle MQ-Partner, die bisher fehlten, z. B. eine multifunktionale Veranstaltungshalle, mehrere Künstlerstudios für internationale KünstlerInnen, kostensenkende Bürogemeinschaften für Kultur, eine Kulturbuchhandlung, Nahversorgungseinrichtungen für alle Nutzer etc. Allerdings

wird die Auswahl nicht von den bisherigen Nutzern oder sogar von Politikern, sondern von einer Jury aus unabhängigen Experten vorgenommen. Die Finanzierung erfolgt durch Beteiligung der neuen Partner, die selbst auch eine äußerst günstige „Kulturmieta“ von ca. fünf Euro pro Quadratmeter und Monat zahlen werden, und durch private Sponsoren, mit denen bereits mehrjährige Vereinbarungen abgeschlossen wurden. Das typisch österreichische System der nahezu hundertprozentigen staatlichen Subvention von zeitgenössischen, kritischen Kulturprojekten wird dadurch durchbrochen, noch dazu von einem Kulturmanager, der aus dem MQ angeblich eine „Shopping City Süd der Kultur“ machen will.

Ebenso unhaltbar ist der Vorwurf von angeblichen „Quersubventionen“ der bisherigen Nutzer an das q21. Die Hofflächen sollen von allen bespielt werden und alle MQ-Partner (auch die q21-Nutzer) sollen ein – extrem günstiges – Benutzungsentgelt zahlen. Allerdings wurden bisher von den lautstarken Kritikern trotz vielfacher Einladungen keine konkreten Projektvorschläge für die Hofbespielung gemacht, die von der rechtlich für das Areal allein verantwortlichen MQ-Gesellschaft (von wem sonst?) koordiniert und verbindlich – bei selbstverständlicher und mehrfach angebotener Einbeziehung der Nutzer in die Entscheidungsfindung – zugelassen werden.

Keine Rede auch davon, dass eine neue, zentral verwaltete kulturelle Institution geboren wird: Das q21 schafft nur auch im internationalen Vergleich neue und zeitgemäße kulturelle Infrastrukturen, damit sich Kreativität unbeeinflusst von Politikern, Museumsdirektoren und Kuratoren entfalten kann, und zwar im Rahmen von befristeten (auf zwei Jahre) und verlängerbaren Mietverträgen, die nicht die geringste Einflussnahme des Vermieters auf inhaltliche oder sonstige Aktivitäten des Mieters in seinen Räumen erlauben. Das q21 verschlingt auch keine zusätzlichen Steuermillionen (wie die von den Kritikern forcierten Alternativvorschläge) und kreierte keine neuen Subventionsfälle für den laufenden Betrieb, sondern erhält sich finanziell selbst, vor allem aus Sponsorengeldern. Erst dadurch ist es der MQ-Betriebsgesellschaft möglich, außerordentlich niedrige Kulturmietpreise anzubieten und in weiterer Folge auch nicht etablierte Kulturanbieter ins Zentrum der Stadt und damit ins Zentrum der öffentlichen Aufmerksamkeit zu bringen.

Die einzigartige Stellung des q21 im internationalen Umfeld basiert einerseits auf dessen „Hardware“ (modernste technologische Produktionseinrichtungen, multi-funktionelle Raumfunktionen, innovatives innenarchitektonisches Konzept), vor allem aber auf einer organisatorischen „Software“, die aus einem kreativen Dialog zwischen Top-down-Planung und Bottom-up-Anforderungen entstanden

ist. Das q21 repräsentiert das gesamte Spannungsfeld, das zur Zeit zwischen öffentlicher Kulturförderung und privatwirtschaftlichen Interessen, zwischen Hochkultur und Subkultur besteht. Nicht zuletzt ist das q21 der Versuch, planbare Strukturen und unplanbare Kreativität unter einem Dach zu organisieren. Strukturelle Rahmenbedingungen von Seiten der MQ-Eigentümer – im konkreten Fall die Limitierung der Mietverträge auf einen (verlängerbaren) Zeitraum von zwei Jahren – sollen gewährleisten, dass das q21 auch auf lange Sicht ein wirklicher „Open Space“ und ein Versuchslabor bleibt und nicht in kürzester Zeit zu einem selbstreferenziellen Organigramm erstarrt. Auf Basis dieser Top-down-Vorgabe wurde schließlich von der MQ-Betriebsgesellschaft ein mehrmonatiger Bottom-up-Entwicklungsprozess eingeleitet, der die Abklärung der Bedürfnisse von potenziellen Mietern zum Ziel hatte. Das Zusammenführen dieser beiden Planungsperspektiven führte das q21 auf den Weg des Erfinderischen – weit abseits der ausgetrampelten Pfade. Das Ergebnis ist eine Struktur, deren einziges Ziel es ist, künstlerischen Freiraum zu schaffen und zu erhalten.

Wesentlich ist auch die Absenz einer zentralen inhaltlichen Programmierung des q21. Ein interdisziplinärer und auf Zeit bestellter Beirat fungiert zwar bei der Auswahl der mehr als 20 neuen Mieter (und ihrer späteren möglichen Nachfolger) als autonome Instanz, die über Monate zwischen den Anforderungen der Bewerber und den Möglichkeiten der Eigentümer vermittelte. Im Kern war es aber nur die zentrale Aufgabe des Beirates, das räumliche Angebot der Eigentümer mit den inhaltlichen Konzepten von Kulturinstitutionen in Einklang zu bringen und daraus einen Erstbesiedelungsvorschlag zu formulieren. Die Anzahl der Bewerbungen überstieg die räumlichen Möglichkeiten im q21 bei weitem, womit diesem Gremium auch die Aufgabe einer unabhängigen Auswahljury zuteil wurde. In dieser Phase wurde der vollkommen unabhängig agierende Beirat mit Vorschlägen konfrontiert, die beispielsweise eine Aufteilung der q21-Flächen ausschließlich auf die bisherigen (gemeindenahen) kleinen Nutzer vorsah. Andere betrachteten die noch freien Flächen im MQ als die letzte Möglichkeit, Kunstschätze unterzubringen, die bislang noch keine Heimstatt finden konnten, manche Eigentümervertreter plädierten für die rein kommerzielle Nutzung dieser Restflächen zum Zweck einer Reduktion der jährlichen Abgänge, die gemäß gesetzlichem Auftrag allein den Mehrheitseigentümer der MQ-Gesellschaft, d. h. die Republik Österreich treffen.

Auch hier sind wieder unterschiedliche Haltungen von Politikern zu registrieren: Während alle im Kulturausschuss des Nationalrates vertretenen Fraktionen

sich 2001 nach Befragung des MQ-Geschäftsführers positiv äußern, VP-Kulturministerin Gehrler das q21-Konzept in jeder Phase bedingungslos unterstützt und SP-Bürgermeister Häupl dessen Entwicklung ebenfalls wohlwollend duldet und die entsprechenden Beschlüsse durch seinen Vertreter in der Generalversammlung der MQ-Gesellschaft immer mittragen lässt, wird es unter anderen vom SP-Kulturstadtrat und von Exponenten der Rathaus-Grünen öffentlich unter Verwendung der Wortwahl der MQ-internen Kritiker als „vage“, „obskur“, „unausgereift“ etc. bezeichnet. In der Zwischenzeit zeichnet sich allerdings ein neuerlicher Meinungswandel ab, das Konzept wird – nachdem auch Szene und Kulturkritik positiv darauf zu reagieren scheinen – als akzeptabel bis „toll“ gefunden, nur seine Umsetzung durch die MQ-Gesellschaft sei mangelhaft.

Ebenso zwiespältig erscheint bei manchen die Haltung zur Rechtsordnung und zu Regeln des geordneten Zusammenlebens. Das nach monatelangen vergeblichen Bemühungen um gütliche Einigung in zwei Fällen (Kunsthalle und Public Netbase) unvermeidbare Beschreiten des Rechtsweges durch die Gesellschaft zur Abwendung von Schäden aus rechtswidrigem Handeln – Weigerung der vereinbarten Überlassung von Räumen für Renovierungszwecke bzw. monatelange Besetzung von Hofflächen – wird selbstverständlich als unakzeptabel und als „Schande für einen Kulturbezirk“ kritisiert. Dass durch das zugrunde liegende Verhalten der Kritiker mehrere neue und nicht so gut ausgestattete und hoch subventionierte q21-Partner am Einziehen in die besetzten Räume und an der Ausübung ihrer künstlerischen Aktivitäten gehindert werden, ist selbstverständlich rechtlich und moralisch vertretbar sowie politisch korrekt.

Die Vertreter des Beirates und das Management der MQ-Gesellschaft widersetzen sich jedenfalls weiterhin den diversen Versuchen und Ansätzen, das q21 und die dafür vorgesehenen Flächen als Bühne für (partei-)politische Manöver zu instrumentalisieren. So wurde der Erstbesiedelungsvorschlag für das q21 schließlich zum Resultat einer mehrmonatigen, undogmatischen, fachlich fundierten Arbeit. Das Projekt hat damit alle Chancen und Voraussetzungen, um einer der Aufsehen erregendsten Hotspots der internationalen Kulturszene zu werden.

Kulturpolitik am DJ-Pult?

Kulturpolitik muss heute mehr denn je erkennen, dass künstlerische Produktion auch außerhalb der traditionellen Produktions- und Präsentationsorte der Kunst stattfindet. Elektronische Musik aus Österreich – vor einigen Jahren noch unbeachtete Subkultur – wurde in Wohnzimmern produziert und danach in Clubs präsentiert. Erst viel später haben die „white cubes“ der Kunst das Potenzial dieser Szene entdeckt. Heute ist elektronische Musik aus Wien eines der erfolgreichsten internationalen Aushängeschilder für zeitgenössische Kunst aus Österreich.

Interessant dabei ist, dass gerade diese Szene vollkommen ohne jede politische Intervention zu ihrer jetzigen Größe herangewachsen ist. Electronic Music ist sprichwörtlich von selbst aus dem Boden geschossen und nicht von einer zentralen Stelle in Auftrag gegeben worden. Kultursubvention ist in diesem Bereich nach wie vor ein relatives Fremdwort. Das ist alles andere als ein Plädoyer für den Rückzug der Kulturpolitik, um diese Szene noch mehr dem freien Markt zu überlassen. Vielmehr soll verdeutlicht werden, dass dort, wo Kulturpolitik ihre blinden Flecken hat, dieser Rückzug schon längst passiert ist. Kunst wird auch an Orten geschaffen, wo Kulturpolitik schon ausgelassen oder noch gar nicht eingegriffen hat. Electronic Music wurde schon längst dem freien Wettbewerb überlassen und hat sich trotzdem als florierendes Biotop etabliert. Zudem hat diese freie Szene soartig eine ganze Reihe von anderen Disziplinen mit nach oben gezogen.

Hätte sich der Staat/die Stadt angemäÙt, das Gedeihen dieser Szenen zu verwalten, wären sie wahrscheinlich nie entstanden. Wie schlecht Kulturpolitik und Subkultur harmonisieren, zeigte sich gerade noch vor wenigen Jahren in Wien, als die Club-Locations zu florieren begannen. Die „Unkultur“ Techno bescherte den frühen Pionieren gehörige Schikanen (von Lautstärkenbeschränkungen bis hin zu Anmelde- und Genehmigungshürden). Mittlerweile weiß auch die Kulturpolitik, dass gerade diese Szene den Boden für eine neue Wiener Musikkultur aufbereitete, die heute zu den künstlerischen Aushängeschildern der Stadt gehört. Heute sind dieselben Musik-Clubs renommierte Tourismusattraktionen und finden neben den Heurigen längst Einzug in die Folder der Tourismuswerber. Wenn Subkultur zur „wirklichen Kultur“ wird, ist der Paradigmenwechsel unübersehbar: DJs spielen am Freitag im Flex und am Montag in der Oper. Die Grenzen zwischen Sub- und Hochkultur verschwimmen. Das q21 schafft hier mit seiner „Electric Avenue“ eine Plattform für Genres, die ganz selbstverständlich zwischen dem Staat und dem privaten Markt als Auftraggeber pendeln. Wenn das MQ ein Ort der lebendigen Kul-

turen sein will, darf es sich nicht leisten, nur ein Ort der etablierten kulturellen Ausdrucksformen zu sein.

Das MQ kann im obigen Sinne – neben seiner Funktion als Ort der Repräsentanz – vor allem ein Quartier der Innovation, ein Spielraum im wahrsten Sinne des Wortes sein. Das betrifft die kulturelle Hardware (Orte und Infrastrukturen, die bislang nicht existierten), aber in noch höherem Maße die kulturelle Software (Ausbau und Nutzung von Netzwerken, Herausbildung von Öffentlichkeiten für junge Kunst, experimentelle Organisationsformen). Das MQ hat bereits jetzt eine Leitfunktion für den gesamten österreichischen Kulturbetrieb inne. Die wirkliche Chance dieses Projektes liegt aber keinesfalls in der beeindruckenden Quadratmeteranzahl begründet.

Bleibt die Frage, ob sich eine wachsende Anzahl von Kulturschaffenden nicht gerade deshalb von der Kulturpolitik der öffentlichen Hand emanzipiert hat, weil diese nichts für einen neuen, erweiterten Kulturbegriff übrig hat. Hinter dem Motto „Lieber Taxi fahren als Subventionsanträge schreiben“ verbirgt sich letztendlich auch eine Auffassung von Freiheit. Mit dieser zweifelhaften Freiheit wird sich Kulturpolitik künftig jedenfalls auseinander zu setzen haben, denn sie erzeugt neue Spielregeln. Wenn man davon ausgeht, dass nicht die Verhinderung kulturellen Schaffens das erste Ziel von Kulturpolitik ist, sondern langfristig vorausschauendes Handeln, dann gilt es noch einiges an seismografischen Fähigkeiten zu entwickeln.

Zwischen „erst mal zuschauen, was da kommt“ (siehe obiges Beispiel Elektronische Musik) und Verschlafen einer Entwicklung liegt meist nur ein schmaler Grat. Und neben der Verantwortung für Taten gibt es auch eine Verantwortung für Untätigkeit. Dass der einstige Filmstandort Wien über die Jahrzehnte bis zur Belanglosigkeit verkommen ist, ist Zeichen einer Kurzsichtigkeit sondergleichen. Heute weint man dieser Kultur nach und muss Jahrzehnte der Versäumnisse mit einer künstlichen Beatmung des Standortes wettmachen. Eine ganze Kultur ist sprichwörtlich verschwunden, auch wenn die filmischen Erfolge des letzten Jahres mutig stimmen. Was kann das MQ davon lernen? Es muss schneller auf kulturelle Entwicklungen reagieren, als es in Österreich erlaubt ist. Die Rahmenbedingungen des q21 sind exakt auf diese Funktion ausgelegt.

Das MQ im internationalen Kontext.

Wien jenseits der Walzerklänge.

Österreich hat einiges an Staub angesetzt, wenn es um das kulturelle Image im Ausland geht. Wie man anhand der internationalen Medienberichterstattung längst erkennen kann, wird gleichzeitig mit der Wahrnehmung des MQ auch eine andere Seite Wiens erkennbar, die lange genug unter Walzerklängen verschwunden war. Hier ist noch viel Neues möglich. Das MQ fungiert gerade im Ausland als „Eyecatcher“ für sämtliche kulturellen Genres, die dieses Land zu bieten hat. Eine im November 2001 durchgeführte Besucherstrukturanalyse zeigte, dass dieses medial transportierte Image auch von den BesucherInnen vor Ort geteilt wird. Mehr als 90 Prozent beurteilen den Ersteindruck mit „sehr gut“ oder „gut“. Zu den wichtigsten Imageeindrücken der BesucherInnen gehören die gelungene Verbindung von Alt und Neu und das vielfältige kulturelle Angebot an einem zentralen Ort. Bei den ausländischen Gästen (bereits rund ein Viertel der gesamten Besucher) ist der positive Gesamteindruck übrigens am deutlichsten erkennbar. Ein eindeutiger Beweis dafür, dass die von manchen Partnern im MQ abgelehnte Arbeit mit der Zielgruppe Kulturtouristen nicht notwendigerweise mit „Tourismus-Kultur“ in Verbindung steht.

Tatsächlich verfügt das MQ Wien auf Grund seines kulturellen Angebotes über eine einzigartige Position in der internationalen Kulturlandschaft. Während Bilbao, London und Berlin auf spektakuläre Museumsneubauten bzw. Museumsmeilen setzen, versuchen andere europäische Städte, das kreative Potenzial in zeitgenössischen „Cultural Quarters“ zu bündeln. Das MQ ist weltweit das einzige Projekt dieser Größenordnung, das beide Ansätze zu einem einzigen Kulturkomplex verbindet. Wie attraktiv das Kulturangebot „Museum“ heute ist, hat zuletzt Tate Modern in London mit einem fulminanten Publikumserfolg bewiesen. Im MQ werden es aber nicht die Besucherzahlen alleine sein, die den Erfolg des Vorhabens definieren. Längst lässt sich von den zahlreichen „Cultural Quarters“ in den Niederlanden, Italien und Großbritannien einiges mehr lernen. Kulturviertel als Katalysatoren können das künstlerische Potenzial einer Stadt in kürzester Zeit bündeln, Identitäten herausbilden und Selbstbewusstsein vervielfachen. Kulturviertel sind aber auch Bühne für die Kultur und Kunst der Zukunft. Exakt an jenen Orten lassen sich die Trends wie Rahm abschöpfen und zu Produkten der globalen Kulturindustrie umformen. Beispielhaft möchte ich an dieser Stelle den „Popcluster 013“ in der holländischen Stadt

Tilburg anführen, der heute das Herz eines ganzen innerstädtischen Kulturviertels bildet. Die Musikindustrie interessierte sich erst für das Projekt, als die experimentelle Entwicklungsphase schon abgeschlossen war, die Grundstückspreise um ein Vielfaches gestiegen und die ersten verwertbaren Produkte zu erwarten waren. Mit anderen Worten: Die Kommune finanzierte die Forschungs- und Entwicklungsarbeit, die Entertainmentindustrie holte sich die Rosinen. Heute denkt die Stadtverwaltung laut über alternative Vertriebsnetzwerke nach und sucht nach neuen Formen der Zusammenarbeit mit multinationalen Konzernen. Verständlich.

Allein in den vergangenen Wochen und Monaten und als Folge der internationalen Präsentation des MQ in über 40 Veranstaltungen und Pressekonferenzen weltweit ist ein enormes Interesse von Kulturmanagern, -experten und -politikern am Modell MQ zu verzeichnen. Delegationen aus Mailand, Laibach, Brüssel, Berlin, Rom und Prag, aber auch aus New York und anderen Städten außerhalb Europas interessieren sich für dieses neue Beispiel der Organisation einer zeitgenössischen innerstädtischen Kulturlandschaft.

Im MQ passiert es.

Im Spannungsfeld zwischen staatlicher Hegemonie und bürgerlicher Freiheit verbirgt sich die Frage, inwieweit Kulturpolitik agieren, reagieren oder gar nur mehr reparieren möchte. In Zeiten, in denen der Legitimationszwang für kulturelle Investitionen ständig steigt, gehören Machbarkeitsstudien zu jedem größeren Theaterprojekt und der Konkurrenzkampf zwischen Kulturanbietern und einer mit enormen Mitteln ausgestatteten Freizeit- und Entertainmentindustrie zum Alltagsgeschäft. Es verschieben sich die Wahrnehmungssphären der Konsumenten und damit die Strategien der Produzenten. Die Kulturpolitik steht angesichts einer zunehmenden Ökonomisierung der Kultur und gleichzeitigen Kulturalisierung der Ökonomie vor neuen strategischen Fragen. Unter anderem, ob zukünftig die Schaffung von kultureller Hardware (Bauten, Infrastruktur, Ausstattung) überhaupt die zentrale Aufgabe der Kulturpolitik bleiben kann.

In ihrer Funktion als Eigentümer und Erhalter von Kultureinrichtungen vergißt die öffentliche Hand allzu gerne auf ihre Aufgabe als Impulsgeber. Intangible Werte wie Kompetenzen, Kommunikations- und Innovationsfähigkeiten haben nach wie vor weniger Gewicht als Beton. Auch wenn die Wissensgesellschaft längst nach anderen Regeln funktioniert.

Angesichts der Mittel, die notwendig sind, um bestehende Systeme am Leben zu erhalten, werden die Entwicklungsfreiräume für das nicht institutionalisierte Kulturleben immer enger. Nicht zuletzt aus diesem Grund fühlt sich eine wachsende Anzahl an „Cultural Entrepreneurs“ nicht mehr dem Staat verpflichtet, sondern ausschließlich den eigenen Kunden und Unterstützern. Im Gegensatz zu starren Organisationen wird in flexiblen Netzwerken gearbeitet, die sich als lebendige Systeme jederzeit neuen Umweltsituationen anpassen. Diese freie Szene agiert abseits jeglicher kulturpolitischer Einflussnahme und verbindet bei höchstem eigenem Risiko künstlerische Arbeit und ökonomische Notwendigkeit.

Derzeit ist noch unklar, welche Position die österreichische Kulturpolitik in Bezug auf diese Entwicklung einnehmen wird. Welche Politik ist mit Kulturschaffenden zu machen, die mit tradierter Kulturpolitik eigentlich nichts mehr zu tun haben (wollen)? Die Staatsopern dieser Welt wird es auch in 100 Jahren noch geben. Wo aber werden die alternativen Produktions-, Präsentations- und Organisationsformen erprobt werden, die in den alten Schläuchen längst keinen Platz mehr haben? Sie werden in Österreich hoffentlich zuerst im q21 des MQ passieren.

Das MQ ist nahezu fertig gestellt. Der Prozess geht weiter.

Der immer wieder geäußerte Vorwurf, das MQ Wien wäre der kleinste gemeinsame Nenner eines jahrzehntelangen Diskursprozesses, ist so nicht haltbar. Trotz eines sprichwörtlich „gefällten“ Leseturns und zweier Museumsneubauten, die natürlich noch weitaus mehr Signalwirkung über die barocke Fassade der Anlage hinaus haben könnten, hat sich eine Idee durchgesetzt, deren Zeit gekommen ist. Die Form gewordene Vision „MuseumsQuartier“ hat mit der ständigen Kritik ihrer Gegner immer auch an Dynamik und Kraft gewonnen. Dass uns andere Länder und Städte in und außerhalb von Europa heute um dieses Projekt beneiden, ist kein Grund, sich auf diesem Erfolgskissen auszuruhen. Um diese hart erarbeitete Vorreiterposition auch halten zu können, muss das MQ als ständiger Entwicklungsprozess betrachtet und vorangetrieben werden. Architektonische Erweiterungen im MQ sind zu diskutieren, die Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit den umliegenden Bezirken sind noch lange nicht ausgeschöpft. Nur zwei von vielen Beispielen, die zum Aufgabengebiet der MQ-Betriebsgesellschaft seit der Eröffnung gehören.

So kontroversiell Kulturmarketing gerade in Österreich immer wieder diskutiert wird, so notwendig waren Werbung und Public Relations, um dieses größte

österreichische Kulturvorhaben international entsprechend zu positionieren. Auf dieser Bühne der Kulturprojekte stehen neben dem MQ zahlreiche andere gigantisch anmutende Vorhaben, die mit einem Vielfachen der Kommunikations-Ressourcen ausgestattet sind. Personell wie monetär. Das MQ wird sich in diesem Umfeld behaupten müssen, wenn es seinen Weltrang behaupten will. Gerade die enorme Bekanntheit des MQ über die Grenzen Österreichs hinaus wird sich schon mittelfristig für die gesamte Kulturszene des Landes rechnen. Wenn Wien – vor allem durch die Signalwirkung des MQ – in europäischen und amerikanischen Medien inzwischen als eine der hippesten Kulturstädte des 21. Jahrhunderts gehandelt wird, so hat das Auswirkungen auf die gesamte Bandbreite des kulturellen Lebens. Von der Wiener Staatoper über die Galerien des Landes bis hin zu den diversen Szenetreffpunkten.

Wieviel Freiheit wir ÖsterreicherInnen uns nehmen, diese Vision einer modernen Kulturnation tatsächlich zu leben, steht auf einem anderen Blatt geschrieben. Etwas Mut gehört sichtlich auch dazu – wie man in den letzten Jahrzehnten am Beispiel MQ gesehen hat.